



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., F.: Ödipus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Monismus im Sinne einer naturalistischen All-Einheitslehre, besonders in poetischen Zitaten. In dieser unklaren Vermischung dreier verschiedener Begriffe, von denen der dritte dem Haeckelschen Standpunkt geradezu widerspricht, hat der Ausdruck »Monismus« in die populäre Litteratur der letzten Jahrzehnte Eingang gefunden, sehr zum Nachteil einer scharfen philosophischen Terminologie."

Ein in sich selbst so widerspruchsvolles philosophisches System kann bei seinem einseitig naturwissenschaftlichen Standpunkte, der alles Seelische und Geistige im Welt- und Lebensprozesse grundsätzlich vernachlässigt, nicht als eine befriedigende Weltanschauung der Zukunft angesehen werden. Wollen wir also den aus der Philosophie, den Naturwissenschaften und dem Gestaltungsvermögen der Dichtkunst gebornen, tiefgründigsten, naturwahrsten und gegenständlichsten Gedanken der Welterkenntnis erfassen, so müssen wir uns auf der Grundlage einer fortschreitenden Naturforschung Kantische Spekulationskraft mit Goethischem anschaulichem Weltempfinden verbunden denken. Dann findet der lichtvolle, naturbegeisterte Aufschwung des Goethischen Weltsehens in der Besonnenheit der Kantischen Vernunftkritik seinen Ankergrund und der höchste deutsche Genius in dem tieffinnigsten seine ergänzende Vollendung.



Ödipus



Unter den Übersetzungen griechischer Tragödien, die Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff neuerdings veröffentlicht hat, findet man auch den Sophokleischen Ödipus. Die Lektüre dieses Stücks und der vorausgehenden Einleitung rufen alte Probleme und Fragen wieder wach, die unendlich oft behandelt und doch noch immer nicht einmütig gelöst worden sind. Es sind die Fragen nach der tragischen Schuld des Ödipus, nach dem Verhältnis, das zwischen seinem Handeln und seinem Leiden besteht, nach dem Walten der Gottheit oder der Schicksalsmächte, nach der Lehre, die der Leser oder der Zuschauer etwa aus dem Laufe der vorgeführten Handlungen entnehmen kann.

Hat Ödipus überhaupt eine Schuld? Immer noch wird diese Frage verschieden beantwortet, immer wieder hört oder liest man, seine Schuld sei ja sonnenklar: in blindem Zorn habe er den Laios erschlagen, und später, als ihm der Auftrag geworden sei, nach dem unbekannten Thäter zu forschen, habe er nicht nur ein unbegründetes Mißtrauen gegen Tiresias und Kreon gezeigt, sondern auch, von maßloser Leidenschaft erregt, beide mit den stärksten Schmähungen überhäuft und Kreon mit dem Tode bedroht, ja sogar in vermessenen Selbstgefühl mehrfach Zweifel an der Allwissenheit der Gottheit ausgesprochen. Von dem ersten Vorwurf wird man ihn entlasten müssen, denn

nach Solons Gesetz war der in der Notwehr verübte Totschlag ausdrücklich von jeder Strafe ausgeschlossen. Aber mögen auch die übrigen Vorwürfe begründet sein, was beweisen sie für die tragische Schuld des Ödipus, für die tragische Schuld, die nach der Erklärung des Aristoteles der Fehltritt (*ἁμαρτία*) ist, durch den der Held vom Glück ins Unglück gebracht wird? Welche Verbindung besteht denn zwischen allen diesen Fehlgriffen des Ödipus und seinem Untergang? Hat ihn sein Argwohn ins Verderben gestürzt, seine Überhebung, sein Jähzorn und die daraus entspringende Ungerechtigkeit, seine Zweifelsucht? Keineswegs. Was ihn so jäh von der Höhe herabstürzt, auf der er nach der Lösung des Rätsels der Sphinx als unumschränkter Herrscher von Theben steht, ist einzig und allein die Entdeckung der Frevel, die lange vor dem Beginn der dramatischen Handlung begangen worden sind, die Entdeckung, daß er den eignen Vater getötet und die eigne Mutter geheiratet hat. Diese Entdeckung ist zum Teil das Werk des Zufalls, zum Teil ihm selber durch das unzweideutige Gebot des Gottes übertragen worden: denn er soll nach dem Mörder des Laios forschen und durch seine Austreibung das Land entführen. Er muß die Spur verfolgen, die ihn auf den unseligen Vorgang am Dreizeuge nach Delphi führt, nicht einmal die Rücksicht auf seine eigne Sicherheit, falls eine Ahnung des Sachverhalts in ihm aufsteigen sollte, darf ihn davon abbringen; denn er ist der König des schwer heimgesuchten Landes und weiß, daß das Wohl des Landes auch für den Herrscher das oberste Gesetz ist. Ja, wenn er wirklich im Vorgefühl des Unheils die Forschungen einstellen würde, hat der Gott nicht noch andre Mittel, die Wahrheit ans Licht zu bringen? Was kann er also thun, um dem Willen des Gottes entgegenzuwirken? Nicht das mindeste. Mag er hochmütig oder demütig sein, mag er toben oder schmeicheln, mag er argwöhnen oder vertrauen, an dem schließlichen Ausgange des Stücks ändert das nichts: er muß den Thäter suchen, und er wird ihn finden, ja er wird noch mehr finden, die Ehe mit der eignen Mutter — so wollen es einmal die Götter; an der Entdeckung seiner Frevel hat Ödipus nur als Werkzeug der göttlichen Allmacht teil.

Und seine Frevel selbst, die die eigentliche Ursache seines Unglücks sind? Für diese trifft ihn noch weniger die Verantwortung als für ihre Enthüllung. Daß er sie verüben wird, ist schon vor seiner Geburt durch den Ausspruch des Orakels verkündet worden; was geschehn ist, dessen Erfüllung zu vereiteln, hat die Ausführung nicht nur ermöglicht, sondern geradezu herbeigeführt. Er ist also für seine Thaten schon vor seiner Geburt prädestiniert und sicherlich frei von aller Verschuldung. Aber wenn auch von einer subjektiven Schuld nicht die Rede sein kann, eine objektive Schuld lastet auf ihm, die nach der Meinung der Griechen ebenso wenig abgeworfen werden kann, wie die begangnen Thaten rückgängig gemacht werden können. Zweimal ist die heilige Ordnung der Natur verletzt worden, diese Verletzung muß gesühnt werden mit derselben Notwendigkeit, wie die Wirkung auf die Ursache folgt, die Strafe auf die Schuld. Seine Schuld ist sein Schicksal, das ihm nach göttlichem Ratschluß mit auf den Lebensweg gegeben worden ist, und die

Lehre, die man aus dem graufigen Finale entnehmen darf, ist die, daß der Mensch, mag er noch so klug, noch so mächtig, noch so glücklich scheinen, doch ein Nichts ist gegenüber der göttlichen Allmacht, wie das Sophokles im *Nias* den Odysseus mit folgenden Worten aussprechen läßt:

Was sind wir Menschen hier auf Erden sonst
Als Gaukelbilder und ein flüchtig Schattenspiel?

Das ist hart, aber begegnen wir nicht auch anderswo ähnlichen Anschauungen? Die Stoiker kennen die Lehre von der Vorausbestimmung, von ihnen hat sie Augustin entlehnt, dann hat sich Luther ihr mit Entschiedenheit zugeneigt, und Calvin sie sogar zum Eckstein seines Lehrgebäudes gemacht. Und treffen wir nicht auch in der modernen Dichtung die Spuren derselben Auffassung? Wer kennt nicht die schmerzliche Klage des Harfenspielers in Goethes *Wilhelm Meister*, daß die himmlischen Mächte den Menschen ins Leben hineinführen, ihn schuldig werden lassen und ihn dann der Pein überlassen, weil jede Schuld auf Erden gerächt wird? In der That ist das Schicksal des Harfenspielers dem des Ödipus verwandt: auch er muß büßen für eine That, die er unwissentlich und unverschuldet begangen hat. Um nicht zu reden von dem mittelalterlichen Ödipus, dem Gregorius, der die unverschuldete Ehe mit der Mutter durch jahrelange Qualen büßt, auch in Schillers *Jungfrau von Orleans* ist die Verschuldung der Heldin schließlich auf die Fügung übersinnlicher Mächte zurückzuführen. Es ist uns unbegreiflich, wie man weltliche Regungen wie Eitelkeit, Hochmut oder gar Sinnlichkeit in ihrem Verhalten hat finden und dadurch eine Schuld im Sinne des Aristoteles begründen wollen — wir entdecken nicht die leiseste Spur davon. Hätte sie den Lionel umgebracht, so wäre das eine moralisch wie ästhetisch gleich verwerfliche Handlung gewesen, die an Unnatur die schon recht bedenkliche Montgomeryszene weit hinter sich gelassen hätte. Ihre Selbstanklage, der Vorwurf, daß sie den Lionel geschont habe, hat also für die Beurteilung des Falles wenig oder gar nichts zu bedeuten. In Wahrheit ist für ihren Fall dieselbe Macht verantwortlich, die sie erhoben hat, die sie mit übermenschlichen Eigenschaften ausgestattet, sie mit übermenschlichen Aufgaben betraut und sie doch nicht von allen Schlägen der Menschlichkeit befreit hat. Auch ihre Schuld ist ihr Schicksal, das Schicksal, daß sie den Feind ihres Landes lieben muß, seine Schonung ist die notwendige Folge davon. Diese Erkenntnis spiegelt sich in den Worten wieder:

Ach, du führtest mich ins Leben,
In den hohen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach es war nicht meine Wahl!

Aber freilich für Johanna giebt es nach dem Falle eine Rettung: durch Buße und Reue geläutert gewinnt sie abermals die Huld der Himmelskönigin und geht zu den höchsten himmlischen Ehren ein; auch der ungelige Gregorius wird dank seiner freiwillig übernommenen Bußübungen seiner Schuld ledig — ihm wird sogar die höchste Würde der Christenheit zu teil. Für Ödipus da-

gegen giebt es keine Erlösung: die Begriffe von Buße und Gnade sind der antiken Welt noch verschlossen. Wohl büßt auch er in seiner Weise, indem er sich des Augenlichts beraubt; aber der Fluch bleibt trotzdem auf ihm lasten, er ist unzertrennlich von ihm wie sein Schatten und erlischt erst mit seinem Tode. An seinem Verhängnis hat auch Jokaste teil, auch bei ihr kann von einer subjektiven Verschuldung nicht die Rede sein.

An dieser dem Sophokles und seiner Zeit noch so geläufigen Auffassung menschlicher und göttlicher Dinge hat erst die grübelnde Logik der Aufklärung gerüttelt. Den Fall des Ödipus haben die Cyniker theoretisch behandelt; sie haben gefunden, daß Ödipus keinen Grund gehabt habe, sich zu blenden und aus dem Lande zu gehn, mit seiner Blendung habe er nur dem konventionellen Vorurteil seiner Zeitgenossen nachgegeben. Rationalismus und frommer, in unbewußten Stimmungen und alter Überlieferung wurzelnder Glaube sind von jeher unvereinbare Gegensätze gewesen.*)

Bis hierher wissen wir uns mit Wilamowitz, dessen Gedanken wir eben mit einigen wesentlichen Erweiterungen mitgeteilt haben, in vollem Einklang. Aber er ist entschieden zu weit gegangen, wenn er ferner den Ödipus von jeglichem Fehl zu entlasten sucht. Nach seiner Meinung ist das Verhalten des Ödipus dem Tiresias und Kreon gegenüber völlig gerechtfertigt; daß er beide ungekränkt habe gehn lassen, rechnet er ihm, dem unumschränkten Herrn des Landes, sogar als Verdienst an. Nun, ungekränkt läßt Ödipus weder den einen noch den andern gehn, die Schmähungen, die er namentlich dem Kreon ins Gesicht schleudert, sind deutlich genug, und Kreon selbst sagt, daß er sich durch die Beschuldigungen des Ödipus schwer in seiner Ehre gekränkt fühle. Es ist wahr, die Fehler des Ödipus sind keine schweren sittlichen Gebrechen: keine Habsucht, keine Grausamkeit, keine niedern Leidenschaften entstellen seine im Grunde edle Gemütsart. Seine Fehler entspringen einem leicht erregbaren Temperament, es sind menschliche Schwächen, die man begreifen, auch wohl entschuldigen kann. Immerhin muß die Maßlosigkeit seiner Angriffe auf den vollkommen unschuldigen Kreon auf das tiefste verletzen. Die Haupttugend der Griechen, die *σωφροσύνη*, fehlt ihm hier ganz. Es ist schwer zu glauben, daß die Athener darin anders als wir empfunden und geurteilt hätten. Zwar der Chor äußert kein Wort des Tadelns über das Verhalten des Ödipus, er spricht ihm vielmehr öfter als einmal sein volles Vertrauen aus, aber der Chor besteht aus altersschwachen Greisen, die dem Ödipus zu Dank

*) Zu der Auffassung der Griechen bietet sich ein interessantes Gegenstück in der nordischen Sage dar. König Helgi von Dänemark — so berichtet die Hrolfs-Krakasaga — vermählte sich unwissentlich mit einem Mädchen, das er selbst durch Vergewaltigung der Königin Olaf von Schweden erzeugt hatte. Als Olaf, die das Kind seit seiner Geburt von sich gethan hatte, dies vernommen hatte, karte sie die Gatten aus Rache über den Thatbestand auf. Darauf verließ Orsa, die Tochter, den Gatten und begab sich zu ihrer Mutter nach Schweden. Helgi besiegte nach langer Trauer seinen Schmerz, keines von beiden that sich ein Leid an, auch ruhete keinerlei Mafel auf ihnen. Offenbar ist diese unbefangene Auffassung der Dinge die ursprüngliche, sie ist älter als die der Griechen, die schon auf hochentwickelter Reflexion beruht.

verpflichtet sind, die in dem vollen Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit gewohnt sind, sich ihm unterzuordnen und den ärgerlichen Zwist des Herrschers mit den beiden Häuptern des Staats gern gütlich beilegen möchten. Sein Verhalten kann also für das Urteil der athenischen Zuschauer nicht maßgebend sein. Und Sophokles selbst, der für den Fehler der *ὑβρις* ein so offenes Auge, eine so empfindliche Seele hatte — sollte er den Chor zum Dolmetsch seiner eignen Meinung gemacht haben? Gewiß nicht, er hat vielmehr mit der Mischung der Eigenschaften in dem Charakter des Ödipus bestimmte ästhetische Wirkungen beabsichtigt. Gerade dadurch, daß Ödipus fast in demselben Augenblick zu Falle kommt, wo er in vermessener Verblendung Unschuldige an ihrer Ehre gekränkt hat und gegen alle Einsprüche taub bleibt, wird der Schrecken des Zuschauers noch gesteigert und die bedeutame Lehre des *γνώρι σεαυτὸν* noch eindringlicher gepredigt. Ja noch mehr: in das peinliche Gefühl der Empörung, das das unverschuldete Schicksal des Ödipus eigentlich hervorrufen sollte, mischt sich ein andres Gefühl, wodurch die beklemmende Spannung bis zu einem gewissen Grade wenigstens paralysiert wird, ein Gefühl, das mit dem der Genugthuung einige Ähnlichkeit hat und zu entstehen pflegt, wenn einmal der Übermut handgreiflich zu Falle kommt. „Du wolltest klüger sein als alle andern und hast dich als blöder Thor erwiesen, du hast den Seher und Gott gelästert und liegst jetzt zerschmettert am Boden, du hast Ehrenmänner geschmäht und mit dem Tode bedroht und mußt nun selbst landflüchtig umherirren. Dir ist recht geschehn, geh und trage dein Schicksal so gut du kannst.“ So urteilt die Durchschnittsmoral des Philisters, und völlig wird sich auch der höher Stehende von solchen Empfindungen nicht frei machen können. Sie sind nicht schön, aber sie sind menschlich, und für Menschen hat Sophokles gedichtet. Kreon braucht dafür noch ein härteres Wort:

Nicht Schadenfreude, sagt er, treibt mich, Ödipus,
Nicht schmähen will ich deine frühern Frevel.

Damit ist der Gegensatz, worin er selbst mit den ihm verwandten Seelen zu der großen Masse des Volkes steht, deutlich genug ausgedrückt.

Für Ödipus freilich ist diese Lage der Dinge nur um so schmerzlicher. Die Einsicht, daß er dem Kreon so schweres Unrecht zugefügt hat — „denn alles, was ich an ihm that, war Frevel,“ bekennt er selbst, als Kreon erscheint, dem Chor —, kann nur noch die Wucht seines Leidens erschweren. Gleichwohl ist auch für ihn ein Tropfen der Binderung vorhanden: sie liegt in dem Verhalten des Kreon, der ihn zwar von dem auf ihm lastenden Fluche nicht lösen kann, aber ihm doch ein Wort des Mitleids schenkt und ihm seine Töchter zuführt, sie liegt ferner in der Aussicht, daß diese an Kreon einen Schützer finden und nicht sein Elend zu teilen brauchen. Und von diesem Trost, so gering er auch sein mag, fließt auch etwas in die Seele des Zuschauers über, und so mag sich denn das Gefühl des Grauens und des Sammers, das zunächst in ihm aufsteigen wird, schließlich in schmerzliche Wehmut und stumme Ergebung auflösen. In wundervollen Worten hat Geibel einmal die kathar-

tischen Wirkungen der Tragödie, die er besser verstanden hat als Lessing, be-
fungen:

Doch wenn die Kunst
Mit priesterlicher Hand nun Lust und Trauer
In ihre reinen Sphären hebt und mächtig
Ans Herz anklingend mit verwandtem Ton
In fremder Schickung auch die eigne zeigt:
Da jauchzt befreit empor die trunkne Seele,
Da löst wohlthätig sich der starre Bann
Des Schmerzes und entladet sich in Thränen,
Und menschlich euch im Menschlichen erkennend
Erheitert und erhoben kehrt ihr heim.

Auf den Ödipus des Sophokles werden diese Worte nicht ohne weiteres
angewandt werden können, aber mit einer gewissen Einschränkung doch — viel
eher wenigstens als auf manche Shakespearische Tragödie, wie Hamlet oder
König Lear, von denen wirklich das Wort gilt, das der Dichter dem geblen-
deten Oloster in den Mund legt:

As flies to wanton boys, are we to the gods;
They kill us for their sport.

f. K.



Etwas von Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reich



Am Schluß des Aufsatzes über Antiochia in Nr. 5 haben wir gesagt, dem glänzenden Bilde, das Libanius von seiner Vaterstadt entworfen habe, fehlten nicht die tiefen Schatten. Da die Übel, die er in andern Reden beklagt, nichts eigentümlich Antiochenisches waren, sondern der mangelhaften innern Politik des Römerreichs entsprangen, und da das, was der große Rhetor darüber sagt, einen interessanten Beitrag zur Kenntniss der kaiserlichen Staatsverwaltung liefert, so wollen wir das hauptsächlichste davon mittheilen.

Libanius hatte seine Mitbürger gelobt, daß sie ruhig und ordentlich lebten und nicht zu Aufständen geneigt seien wie die Römer und Alexandriner. So arg wie die Alexandriner, besonders in den arianischen Streitigkeiten, scheinen es ja die Antiochener auch wirklich nicht getrieben zu haben, aber kleinere Krawalle waren nichts seltenes. Kaiser Julian erwähnt einen im Misopogon. Der Apostat hatte sich bei seinem Aufenthalt in der syrischen Hauptstadt, wo er den Perserkrieg vorbereitete, den Christen durch sein Heidentum, den Geschäftsleuten durch seine Preislagen, dem ganzen Volke durch seine Sittenstrenge, namentlich durch die Beschränkung der Theateraufführungen und des ausgelassenen öffentlichen Festtreibens verhaßt, durch seinen Eifer im Opfern und durch sein vernachlässigtes Äußere: sein ungepflegtes Haupt- und Barthaar, lächerlich gemacht; man verbreitete Schmähschriften auf ihn und sang Spottlieder. Er aber veröffentlichte eine sarkastische Anklage-